

Goldener Paukboden

Das Bildungssystem ist weitgehend auf das Prestige der Schulen ausgerichtet. Kreativität bleibt auf der Strecke.

Vor dem Allerheiligsten des Kameidotenjin-Schreins im Osten Tokios erheischen ernst blickende Jugendliche und Eltern durch frommes Händeklatschen die Aufmerksamkeit des Unsichtbaren. Der Schrein ist dem Gott des Lernens geweiht.

„Gott, verhilf mir doch bitte in die Universität“, baten die Kinder. Oder: „Wenn ich's wieder nicht schaffe, vielleicht weißt du dann für mich eine bessere Nachhilfeschule.“

Im Innern des Schinto-Schreins fleht ein Priester gen Himmel, stellvertretend für Tausende von Bittstellern, die dafür gut 20 Mark pro Person entrichtet hatten. Für an die 80 Mark lassen Großeltern gleich ein ganzes Jahr lang für die Enkel beten, tagtäglich.

Der Bittgang von Millionen Japanern zu Schreinen und Tempeln wie auch zu den Gräbern der Ahnen gilt in diesen Wochen vor allem schulischem Erfolg, gilt — für Vorschulkinder wie Hochschulaspiranten gleichermaßen — sicherem Geleit durch die alljährliche Prüfungshölle.

Denn Japans Lehranstalten sieben vor der Aufnahme, den Abschluß gibt es so gut wie geschenkt. „Wer den Eintritt in den richtigen Kindergarten beschafft hat“, übertreibt nur milde der Pädagoge Masayoshi Munesue, „hat das Ticket für eine Elite-Universität schon in der Tasche.“

Und damit ist der Aufstieg in Japans „vertikaler Hackordnung“, so Munesue, gesichert. Großunternehmen von Rang und begehrte Beamtenposten stehen fast nur Abgängern der Renommierhochschulen offen, zumal der führenden staatlichen Universitäten.

So werden sich auch in diesem Frühjahr wieder, wenn Firmen und Behörden Neulinge einstellen, Absolventen der besonders prestigeträchtigen Tokio-Universität (Todai) bevorzugt in den Schaltstellen von Politik und Wirtschaft einnisten.

Fast 58 000 Uni-Abgänger haben sich Anfang des Jahres für den höheren Staatsdienst beworben. Nur 1355 Studenten überstanden die erste Hürde. Doch 541 Todai-Leute waren darunter, dazu 206 der ebenfalls ehemals kaiserlichen Kioto-Universität, 102 der Hokkaido-Universität. Nur noch die beiden Top-Privathochschulen Waseda (40) und Keio (14) in Tokio brachten mehr als zehn ihrer Schüler durch Vorexamen des Staatsdienstes.

„Der alljährlich plötzlich wie eine Epidemie auftretende Glaube an den

Gott“, erläutert Todai-Professor Masahiko Mizuno, „ist ein Nebenprodukt unseres Gesellschaftssystems, das die besten Gehaltslisten nur für Zöglinge der Renommianstalten offenhält.“

Entsprechend aberwitzig ist der Run auf die besten Ausbildungsplätze, ist der Ehrgeiz, die eigenen Kinder möglichst gut zu placieren, sie zum Lernen anzutreiben.

Laut einer soeben veröffentlichten Analyse glauben 82 Prozent der japanischen Mütter, denen die Kindererziehung fast allein obliegt, ihren Kleinen schon im Vorschulalter die komplizierte japanische Silbenschrift und Rechnen beibringen zu müssen. Noch im Kindergartenalter werden 20 Prozent

nen Plan. Mitte voriger Woche gab Daiei alles wieder auf, die Kritik an der „Kommerzialisierung der Schulausbildung durch ein Supermarktunternehmen“ war zu laut geworden.

Andere stört Kritik weniger. Fürs Prüfungs-Büffeln in den meist engen und hellhörigen Wohnungen daheim offeriert ein Sauna-Hersteller eine dem Schwitzkasten ganz ähnliche Isolierzelle — „zu ungestörtem Lernen“, wie die Werbung verspricht. Das tun bereits japanische Grundschüler bis zu elf Stunden am Tag.

„Früher haben wir draußen immer viele spielende Kinder gesehen“, schrieb die Tageszeitung „Asahi Shimbun“, „wo sind die alle geblieben?“

Schon die Vierjährigen müssen Aufnahmetests bestehen und sich überdies gezielt auf die einzelnen Lehranstalten vorbereiten. Denn jeder Kindergarten, jede Schule, die auf sich hält, setzt eigene Aufnahmenormen.

Das bedeutet: Wer etwa die Aufnahme in die Todai nur knapp verfehlt, kann dann selbst bei drittklassigen Colleges — wegen anderer Normen — nicht antreten.

Für dieses Jahr versuchte die Regierung daher, die „von der Todai gekrönte Pyramide“, wie Professor Makoto Mori das kopflastige Bildungssystem nennt, abzubauen. In einem egalisierenden Kraftakt ordnete das Erziehungsministerium in Tokio die Gleichschaltung der Uni-Aufnahmeprüfungen im ganzen Land an.

Statt der nach Standesdünkel der einzelnen Hochschulen abgestuften Testfragen gilt jetzt eine einheitliche Prüfungsordnung, die sich strikt an den erlernten Oberschulstoff hält.

In „einer Art Quiz-Programm“, wie sich „Asahi“ mokierte, schreiben die Prüflinge ihre Antworten auf Formblätter. Im schwerbewachten Tokioter Prüfungszentrum entscheidet ein US-Computer in jeweils 0,2 Sekunden über Erfolg oder Durchfall.

Erst nach dieser Vorlese im Januar darf jede Universität noch einmal selber nachfassen, freilich unter Berücksichtigung der Erstnote. Doch die vormals kaiserlichen Unis ignorieren die für sie ehrenrührige Allerweltsprüfung. Steve Yamamoto, Physikprofessor an der Todai: „Die zweitrangigen Hochschulen haben doch lediglich versucht, die Erstklassenkonkurrenz auf ihr Niveau herunterzuziehen.“

Mit einem neuen Konzept — nach altem Muster — will Erziehungsminister Senichi Tanigaki Leistung nun wieder auf die alte Zweigleisigkeit verla-



Oberschülerinnen in Schuluniform
„Wo sind unsere Kinder geblieben?“

der Kleinen täglich ans Klavier gesetzt von den „Kyoiku-Mama“, den „bildungsbesessenen Müttern“.

Da die Nation sich selbst zu Höchstleistungen aufputscht, gedeiht ein wahrer Wildwuchs an Nachhilfeschulen, nicht wenige davon mit fünfstelligen Schülerzahlen.

Allein die „Juku“, Japans private Tutoren-Institute, die auch sonntags ins Klassenzimmer zitieren, sind ein so goldener Paukboden, daß sich sogar Japans größter Einzelhändler, die Supermarktkette Daiei, zum Einstieg in die florierende Bildungsindustrie entschlossen hatte.

Mit Blick auf den „scharfen Wettbewerb bei den Aufnahmeprüfungen“, so ein Firmensprecher, wollte Daiei professionelle Tutoren, aber auch „Hausfrauen, Angestellte und andere“ für ein landesweit verbreitetes Juku-Netz mobilisieren. Doch es blieb bei dem schö-



Schüler bei Entspannungsübung
„Bildungsbesessene Mütter“

gern. Die andeutungsweise Schaffung von Elitekursen bis hinunter in die Grundschulen allerdings hat zumindest bereits den Zorn des Lehrerverbandes Nikkyoso geweckt. Die Lehrerfunktionäre klagen seit langem, daß es so nicht weitergehen könne.

Denn ausgerechnet der vormalig amtierende Todai-Rektor Tsutomu Ouchi hat der Nation unterbreitet, daß „Japans Zukunft auf Analphabeten zu fußen beginnt“. Erschreckend sei nicht nur der akute Mangel an logischer und kritischer Denkfähigkeit. Die Mehrheit der japanischen Studenten könne noch nicht einmal mehr verständlich japanisch schreiben, vom Verständnis ausländischer Schriften ganz abgesehen.

Einen gewichtigen Grund sieht der Professor im Konkurrenzkampf um Plätze an den Prestige-Hochschulen. Ouchi: „Unter dem Prüfungsdruck stopfen sie sich die Hirne voll mit unwichtigem Wörterbuch-Wissen. Da stumpft eben die Kreativität ab.“

SCHWEIZ

Weitgehend gelockert

Ein Unternehmer suchte per Anzeige eine Frau, die ihm ein Kind gebären sollte — gegen eine Million Franken.

Jung“ und „kinderliebend“ wünschte sich ein „seriöser Selbstinserent“ in Zürcher und Liechtensteiner Zeitungen seine Zukünftige. Ob „Witwe oder Mädchen — auch mit Kind —“ war dem 56jährigen erfolgreichen Schweizer Unternehmer Alfred Erhart einerlei. Denn er wollte die Dame „zwecks Partnerschaft und gemeinsamer Leitung eines finanziell unabhängigen und blühenden Großunternehmens“ kennenlernen.

Eine intime Dauerbeziehung hatte der verheiratete Inserent nicht im Sinn. Daß aber die Partnerschaft nur wenige Monate halten und jetzt — fünf Jahre später — vor dem Zürcher Obergericht in einem Betrugsprozeß enden würde, hatte der Besitzer der florierenden „Universal Flugreisen AG“ nun doch nicht gewollt. Verurteilt wurde allerdings nicht der untreue Ehemann, sondern seine Freundin, die um ihre Hoffnung auf eine dauerhafte Bindung getäuscht worden war.

Bei der Dame handelt es sich um die Liechtensteinerin Gertrud Nutt, damals 34, kaufmännisch ausgebildet, strebsam und ledig. Als sie im Herbst 1974 auf die Anzeige des unbekannten Großunternehmers antwortete, enthüllte der Dr. rer. pol. ein delikates Problem: Er sei schon verheiratet, aber seine Frau sei in einem Alter, „wo sich, medizinisch nachgewiesen, keine Schwangerschaft mehr einstellt“.

Um aber die vielen Millionen, die er vor allem in Hotels auf Mallorca investiert hatte, auch für die Zukunft zu erhalten, suche er eine Partnerin, die bereit sei, Mutter eines gemeinsamen Kindes zu werden und sich von diesem in Spanien entbinden zu lassen.

Der Grund: Damals wurde in Madrid an einem Gesetz gearbeitet, das Ausländern verbieten sollte, an spanischen Aktiengesellschaften zu mehr als 50 Prozent beteiligt zu sein. Erhart fürchtete, daß er bald die Hälfte seiner Hotelkette an Spanier abtreten müsse. Mit einem spanischen Sprößling — kalkulierte der Selfmademan — wäre die Gefahr gebannt.

„Es braucht vielleicht etwas Courage, um sich aus den Fesseln des Herkömmlichen zu befreien“, machte Erhart der Interessentin Mut, „aber die heutige Gesellschaftsordnung hat sich doch schon weitgehend gelockert.“

Gertrud Nutt hatte Mut. Am 11. Januar 1975 schloß sie mit dem verheira-

teten Multimillionär, der bereits erwachsene Kinder Schweizer Nationalität hatte, einen Vertrag. Kernsatz: „Um für sein Kind zu sorgen, überträgt Herr Dr. Erhart bei Schwangerschaftsnachweis eine Million Franken an Fräulein Nutt und sein Kind, was als Geschenk zur Geburt des gemeinsamen Kindes zu betrachten ist.“

Schon bald fand der Unternehmer weit mehr Gefallen an der Dame, als nach den vertraglich bedingten Verpflichtungen nötig gewesen wäre: Zärtlich abgefaßte Briefe wurden gewechselt, auch trafen sich beide häufig und unternahmen gemeinsame Reisen.

Prompt lag im Februar 1975 der Schwangerschaftsnachweis vor, und Alfred Erhart überreichte seiner Freundin einen Zahlungsauftrag in Höhe von einer Million Franken. Nach Darstellung des Unternehmers wollte Gertrud Nutt die Million aber lieber per Scheck, weshalb er auch noch Schecks ausgestellt und die Partnerin gebeten habe, das andere Papier zu vernichten.

Sogleich löste die werdende Mutter die Schecks ein, bewahrte aber den Zahlungsauftrag bei sich auf.

Im Oktober 1975 wurde in Spanien die gemeinsame Tochter Veronica geboren und erhielt auch, wie beabsichtigt, die spanische Staatsbürgerschaft. Und da der Vater bei den spanischen Behörden behauptet hatte, geschieden zu sein, wurde in die Geburtsurkunde sowohl der Nachname der Mutter wie der des Vaters eingetragen.

Doch schon kurz nach der Geburt — so erinnert sich heute die Mutter — habe sich ihr Liebhaber mit dem Hinweis zurückgezogen, ihm sei es nur um eine geschäftliche Beziehung gegangen, was die Mutter „als die Enttäuschung ihres Lebens“ empfand.

Ob als Trostpflaster oder aus Rache — jedenfalls wollte die enttäuschte Frau im Dezember 1977 in einer Zürcher Bank auch noch den alten, von ihr mit einem neuen Datum versehenen Zahlungsauftrag einlösen. Ihr Versuch, sich die Mutterschaft mit einer zweiten Million vergolden zu lassen, schlug lediglich fehl, weil Erharts Konto gerade nicht gefüllt war.

Die Angeklagte beharrte vor den Richtern darauf, die Schecks seien zusätzliche Geschenke Erharts gewesen — „aus Großzügigkeit“. Gegen das Urteil, 14 Monate Gefängnis auf Bewährung wegen Urkundenfälschung und Betrugsversuchs, wurde Berufung eingelegt. Auch muß noch gerichtlich geklärt werden, wieweit Tochter Veronica an den Millionen ihres leiblichen Vaters erberechtigt sein wird.

Wie immer der Streit ausgeht, die Million, die der Unternehmer für das uneheliche Kind ausgab, war eine Fehlinvestition: Das spanische Gesetz für Beschränkung fremden Aktienbesitzes trat nie in Kraft. ♦

Freundschaft

Serioser Selbstinserent würde gerne junge, kinderliebende Witwe oder Mädchen, auch mit Kind, zwecks Partnerschaft und gemeinsamer Leitung eines finanziell unabhängigen und blühenden Großunternehmens kennenlernen. Aufgeschlossene, fröhliche Person mit natürlicher Intelligenz zum Disponieren, Reisen und neue Kontakte anknüpfen. Vertrauen gegen Vertrauen. Liechtensteinische Staatsbürgerschaft bevorzugt.

Zuschriften unter Chiffre 77.2.717 an Schweizer Annoncen AG «ASSA» Postfach 225, 4001 Basel

Anzeige im Liechtensteiner „Volks-Blatt“
„Es braucht etwas Courage“